

Neulich habe ich in Amsterdam gearbeitet. Da flieg ich morgens hin und übernachtete, und am nächsten Tag bin ich wieder in Hamburg. Freunde sagen zu mir: "Mensch, toll, du arbeitest in Amsterdam. Das möchte ich auch gern." Ich sage nur: "Wißt ihr, was ich gesehen habe? Das Hotel."

Drei, vier Orte in einer Woche, und ich habe kaum noch Zeit zu verdauen, was ich den ganzen Tag höre. Heute Medizin, morgen Maschinenbau, übermorgen Auto, dann Kraftwerke. Und immer muss ich gut sein. Ich kann nicht einfach sagen: "Heute fühle ich mich nicht so wohl." Ich weiß, wenn ich nicht gut bin, dann klappt die ganze Kommunikation auf der Konferenz nicht mehr.

Oft spricht der Redner irrsinnig schnell. Dann ist das wie in einem Wettrennen, das meistens der Redner gewinnt. Wir tun unser Bestes und halten mit, so gut es geht. Aber manchmal wird man wirklich wütend. Der Redner verhindert nämlich oft selbst, dass wir so gut sind, wie wir sein könnten.

Meistens fragen wir die Leute vor der Konferenz nach einem Manuskript, damit wir uns vorbereiten können. Und da gibt es immer welche, die sagen, sie hätten keines und sprächen frei. Aber wenn sie dann am Rednerpult stehen, ziehen sie plötzlich zehn Seiten aus der Tasche und fangen an, wie ein Maschinengewehr zu reden.

Dann fühle ich mich hintergangen und denke: "Wenn du wüsstest, was ich dir antun könnte." Und manchmal tue ich dem dann auch was an. Dann mach ich

zu- das heißt bei uns, das Mikrophon zudrehe- und sage den Zuhörern: "Ihr Dolmetscher kann nicht mehr sinnvoll übersetzen."

Ich muss von mir immer in der dritten Person reden. Wenn ich "Ich" sage, bin ich ja der Redner.

Also, viele Leute behandeln uns wie Maschinen. Wir sind für sie gar nicht da. Wir müssen einfach funktionieren. Und wenn mal was nicht klappt, heißt es: "Die Technik geht nicht mehr." Damit sind dann wir gemeint.

Neulich kam ein Amerikaner in meine Kabine und hat meiner Kollegin und mir gesagt: "Don't think. Just say, what I am saying." (Denken Sie nicht. Sagen Sie nur, was ich sage.) Wir haben uns angeschaut und geschluckt. Wir müssen ja verstehen, was wir übersetzen, sonst geht es nicht. 15 Vorträge pro Tag, 60 Seiten Wissenschaft, da lernt man schon was von Zusammenhängen.

Aber es gibt auch Teilnehmer, die kommen in die Kabine und bedanken sich und fragen: "Wie machen Sie das bloß? Ich bin begeistert." Das tut gut.

Die Deutschen reden zu ernst. Es ist kein Raum mehr für Anekdoten und Humor. Die Amerikaner und Engländer fangen ihre Vorträge immer mit einer hübschen Geschichte an. Und oft hat man das Gefühl, ein deutscher Redner will gar nicht verstanden werden. Ich habe mal eine Übersetzung gemacht von einem sehr schweren deutschen Text ins Englische. Ich habe lange daran gefeilt und

hab's dann endlich dem deutschen Verfasser gezeigt. Der hat nur gesagt: "So können wir das nicht veröffentlichen. Das versteht ja jeder." Wie dolmetscht man jemanden, der gar nicht verstanden werden will?

Wir Dolmetscher müssen die Arbeit nehmen, wie sie kommt. Die meisten Konferenzen finden im Frühling und im Herbst statt. Im Winter ist dann oft wenig zu tun. Ich liebe aber meinen Beruf - trotz allem. Ich kann meine Neugier befriedigen und bin nah dran an den neuesten Entwicklungen, am Fortschritt. Durch das Dolmetschen bin ich auch manchmal schon von etwas überzeugt worden, an das ich vorher nicht geglaubt hatte. Vom Umweltschutz zum Beispiel. Ich hab' gemerkt, dass doch nicht bloß davon geredet wird. Dass doch nachgedacht wird, dass man sich um Lösungen bemüht. In welchem Beruf kriegt man so was sonst noch mit?

Wenn ich manchmal darüber nachdenke, was ich tue, wird mir schwindlig. Während ich es tue, darf ich nicht darüber nachdenken. Sonst kommt alles zum Stillstand. Es ist wie ein Drahtseilakt: Man darf nicht runterschauen und nicht nachdenken, nur vorwärtsgehen. Sonst stürzt man ab. Faszinierende Sache.